Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 16 (1936-1937)

Heft: 3

Artikel: Das Ende einer Begeisterung

Autor: Blocher, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158182

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und im letten Augenblick betriebsam werden zu mussen — und uns ermöglichen, in aller Ruhe und aufrechter Haltung, vertrauend auf die im Frieden zur Entfaltung vorbereiteten, gesunden und starken Wehrkräfte unseres Landes und Volkes, sagen zu können:

Wir sind bereit!

Das Ende einer Begeisterung.

Bon Eduard Blocher.

Eduard Ziehen macht in seinem hübschen und gehaltreichen Büchlein: Die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750 bis 1815 (Frankfurt 1922) den Schlußstrich beim Jahre 1815. In der Tat endigt mit den deutschen Freiheitskriegen die auf Haller und Rousseau fußende Natur= und Ge= birgsschwärmerei der Aufklärungszeit und die Rütli= und Tellschwärmerei des Revolutionszeitalters. Aber eine Art mehr abgeklärter und ausge= glichener Schweizerbegeisterung gab es auch nachher noch, teils Nachklang und Ausklang der früheren, teils seelische Erscheinung neuer Prägung; denn, wenn die literarisch berühmt geworden en, sozusagen klassischen und bahnbrechenden Schweizerreisen dem achtzehnten Jahrhundert angehören, so wird dafür im neunzehnten die Schweizerreise in Deutschland (und ähnlich in England) eine Sache weitester Rreise, eine Masse nangelegenheit. Dazu wird unser Land als Pflegestätte erzieherischer Hochziele und modern demokratischer und sozialer Neuerungen für den Liberalismus des gesamten deutschen Sprachgebietes Vorbild, woraus sich wieder eine Art Schweizerbegeisterung für große Gruppen von führenden Geistern und ihren Anhang ergibt.

Gar keine Frage: wir haben, wir Schweizer, in Deutschland durch das ganze lette Jahrhundert und bis an die Weltkriegsjahre heran einer besiondern und angenehmen Stellung genossen. Die deutschen Studenten besichwerten sich nicht selten darüber, daß ihre Lehrer uns Schweizer vorzogen und verwöhnten. Der Schweizername war angesehen und öffnete Türen und Tore. Manches uns gespendete Lob war übertrieben, so daß wir es ehrlicherweise ablehnen oder einschränken mußten. Die meisten unter uns freisich, besonders die Patrioten und Nationalisten, die in der Schweiz naslich nicht anders sind als anderswo, glauben gern an unsere Unübertresselichkeit und schreiben die Begeisterung der andern der eignen Unwiderstehslichkeit zu. Jedenfalls haben wir uns nie verpflichtet gefühlt, die Liebe der Deutschen mit Gegenliebe zu vergelten, sondern wir dachten eher, man würde uns nicht so sehr gern haben, wenn nicht gute Gründe dafür vorhanden wären, und so etwas nötige nicht zu Gegenleistungen. Ein alter Herr, der in den Jahren seines Ruhestandes ausgedehnte Fußwanderungen in Süds

beutschland unternahm, sagte mir (es war kurz vor Kriegsausbruch) bei der Heimkehr von einer dieser Reisen: "Wohin ich komme, sehe ich mich mit Freude und Freundschaft aufgenommen, sobald ich mich als Schweizer zu erkennen gebe, und die Leute wissen nicht genug Gutes über die Schweizer zu sagen; ich mußte mich oft schämen, wenn ich daran dachte, wie wir über die draußen sprechen, abfällig und gehässig urteilen und keinen guten Faden an ihnen lassen. Es ist eigentlich nicht recht."

Alle Beobachter des Zustandes werden darin einig sein, daß es in jener Vorkriegszeit und auch nachher noch einige Zeit so stand, wie der erwähnte alte Herr es gezeichnet hat: von der deutschen Seite freundliche Zuneigung, von unserer Seite tühle, oft genug hässige Abkehr. "Wie schade," meinte damals ein Deutscher, der schweizerische Verwandte hatte und zur Schweiz ebenso in einem Berhältnis warmer Liebe stand, wie er sich zum eigenen, beutschen Staat recht kritisch verhielt, "daß ihr euch so stachelig und ablehnend zu uns stellt." Aber einen der Hauptgründe für dieses Berhalten der Schweizer berührte er ohne Wiffen felbst, als er seine Schwester auslachte, der gegen ihre beabsichtigte Berheiratung mit einem Schweizer als einem Ausländer Bedenken aufstiegen: "Ausländer, einen deutschen Schweizer nennst du einen Ausländer?" Eben dieses uns entgegengebrachte Zusammengehörigkeitsgefühl war es ja, wogegen wir uns wehrten. Mochte es sich auf geschichtlich fühlende Kreise im Reich beschränken, von Bodmer-, Rlopstock- und Goetheerinnerungen, von Volksliederstimmung und ähnlichem unterbaut und noch so gut — das ist es ja eben: allzugut! — be= gründet sein, wir sahen zunächst vor den Türen unseres kleinen Saufes ein mächtig gerüstetes Reich spornklirrend, straff und stramm und unternehmend, von starker wirtschaftlicher Stoßkraft, das uns in allzugroßer Bahl fähige und geschickte Leute herüberschickte, und das war uns nur halb recht, und wenn nun die Angehörigen dieses Reiches noch in gutmütiger, aber von wenig Menschenkenntnis zeugender Zudringlichkeit meinten, wir gehörten ja zusammen, bann schöpften wir Berdacht und rollten uns wie der Zgel in unsere Stachelhaut. Das hinderte uns nicht, die Vorteile zu genießen, die uns die Haltung der andern bot, die Gastfreundschaft, die wir in den gebildeten Rreisen Deutschlands fanden, den Geldgewinn, den unser Land aus dem Fremdenbesuch zog, die wertvolle Mitarbeit ausländischer Gelehrter an der Erforschung unseres Landes, die Verbreitung schweizerischer Werke burch den deutschen Buchhandel, den leiftungsfähigsten der Welt.

Heute ist nun die Lage vollständig verändert. Mit der — ich brauche wieder den Ausdruck Eduard Ziehens — deutschen Schweizerbes geisterung ist es vorbei. Im Lause der letten zehn oder fünfzehn Jahre hat sich ein Umschwung vollzogen. Davon wissen die im Reiche lebenden Schweizer zu erzählen. Es gibt unter ihnen solche, die in Gesellschaft ihr Schweizertum verstecken, während sie noch vor zehn Jahren damit Staat machen konnten. Der reisende Schweizer sieht sich überall mit

respektvoller Verbindlichkeit empfangen, aus der er heraushören kann: "Schweizer? Alle Achtung! Muß gut behandelt werden, ist zahlungsfähig." Lust zu ungezwungenem Plaudern zeigt niemand. Kommt aber die Kede darauf, daß die Schweiz auch von der Krise bedroht sei, so entgeht einem die Schadenfreude nicht, die dabei mitspricht, ja man kann sie begründen hören: "Die haben sich lang genug an uns bereichert mit ihren unsverschämten Gasthofrechnungen." (Das war ja von jeher der Alpdruck des deutschen Schweizerreisenden: die Angst, man nehme ihm zu viel Geld ab.) Die höslicheren Leute bestätigen uns anerkannt tüchtigen Erwerbssinn und fügen etwa hinzu: "Bir sollten es auch so machen." Kurz gesagt: man hat im Reiche jetzt angesangen, über uns mit derselben Liebenswürdigkeit zu sprechen, wie wir es über die draußen von jeher getan haben. Mag es noch so richtig sein, daß wir uns darüber nicht als über eine Ungerechtigsteit beschweren dürsen, so ist die Lage eben doch neu für uns, und es wird sich vielleicht lohnen, nach den Ursachen zu fragen.

Jede Erklärung, die alles auf eine einzige Urfache zurückführen wollte, wäre falsch. Aber wenn eine Deutung Aussicht hätte, als die richtige zu gelten, so wäre es diese: Deutschland hat in den vergangenen zwei Jahrzehnten einen Nationalismus bekommen. Bekanntlich ist das deutsche Bolk unter den großen Nationen Europas die einzige, die bisher kein dauerndes und in sich gefestigtes Nationalgefühl ge= kannt hat. An dessen Stelle sah man bei den Deutschen zu bestimmten Zeiten eine Art nationalistischen Krampfes, jedesmal als Auflehnung gegen einen Angriff (1870) oder gegen längere Mißhandlung (1813). Nach solchen Unfällen trat dann jeweils Beruhigung ein, und die Nation versank wieder in ihre vorherige Haltung, in jene erstaunliche Neigung, alles zu bewundern, was "weit her" kommt, gewisse ausländische Nationalkulturen für über= legen zu halten, dieses bewunderte fremde Wesen nachzuahmen und einen Internationalismus und Kosmopolitismus zu pflegen, wie ihn weder England, noch Frankreich, noch Italien kennt. Gegenwärtig nun erlebt Deutschland wieder seinen Krampfanfall, aber — diesmal fragt man sich, ob es ein Anfall sei und nicht vielmehr der Beginn eines nationalistischen Dauerzustandes, der, wenn er wieder in ruhigere Bahnen lenken wird, zu einem wirklichen Nationalgefühl führen könnte. Denn der jetige Erregungszustand hat bereits einige Sahre lang gedauert, was bei Krämpfen kaum vorkommt. Er ist hervorgerusen worden durch die Mißhandlungen, die das beutsche Volk sich seit 1914 hat gefallen lassen mussen: unerhörte Verunglimpfung in den Kriegsjahren und nachher Bearbeitung mit dem französischen Militärstiefel. Die Mißhandlung hat noch nicht aufgehört, denn was den vom Reich wider Willen abgetrennten deutschen Volkssplittern in Memel, Eupen und anderswo angetan wird, und was die Leute in Böhmen, Südtirol, Elsaß erleiden, weil sie zur deutschen Sprachgemeinschaft gehören, muß im Reiche als dem deutschen Volk angetan empfunden werden. Ob nun ein richtiger Nationalstolz und ein wirkliches Nationalgefühl daraus entstehen wird, läßt sich heute noch nicht erkennen. Aber deutlich ist zu bemerken: der heutige Deutsche bewundert nichts mehr, weil es von weit her kommt, sondern ist eher geneigt, allem Ausländischen mit dem mißtrausischen Rasenrümpfen zu begegnen, mit dem von jeher der echte Franzose das Wort étranger ausgesprochen hat. Wilhelm Hauff könnte die Geschichte von dem Jungen Engländer nicht mehr schreiben, und kein Klopstock braucht mehr seinen Volksgenossen zuzurufen: "Deutscher, sei nicht allzu gerecht!"

Wie haben wir sogenannte stammverwandte Schweizer uns in ben Jahren des deutschen Unglücks verhalten? In der Kriegszeit war unsere notwendige Zurudhaltung für viele Deutsche eine Enttäuschung. Sie verstanden nicht einmal, daß wir beim Kriegsausbruch mehr Besorgnis um Deutschland zeigten als Begeisterung und Siegeszuversicht, und die nachherige kühle Neutralität begriffen sie um so weniger, als sie in der nicht= beutschen Schweiz eine frische, fröhliche Parteinahme sich ohne jede Hem= mung ausleben sahen. Nach 1918 wurde die Lage zunächst besser. Selbst entschiedene Freunde Frankreichs wie die Zürcher Professoren Bovet und Ragaz waren über den Versailler Frieden erschrocken, und in der Presse, namentlich in der katholisch-konservativen, zeigte sich während der ganzen Weimarer Zeit viel Verständnis für die Lage Deutschlands. Aber im Reiche las man zumeist nicht diese ber Bolksstimmung nahe stehenden Zeitungen, sondern die andern, diejenigen, die in den Abwehrversuchen der Deutschen gegen die erbarmungslosen Bedränger nur eine Störung des Bölkerfriedens zu erblicken vermochten. Da mußte sich der Eindruck festsetzen, daß die Schweizer nicht zu den Freunden gehörten, und in den an Zahl zunehmenden Kreisen, die von nationalistischem Zorn gegen die Feinde ergriffen wurden, fing man an, und Schweizer zu den unerfreulichen Nachbarn zu rechnen.

Etwas fehr wichtiges tam hinzu: der Neid des Berarmten, der einen vermöglichen Nachbarn neben sich sieht. Für den Durchschnitts= beutschen, der von unserm Land und Bolk nicht sehr viel weiß, sind die Schweizer vor allem ein reiches Volk, auch heute noch, wo unser Wohlstand stark zurückgeht. Der Schweizer hat sein Bermögen nicht verloren, sein Auto nicht verkauft, er kann nach wie vor bauen, reisen, sich jeden Luxus gönnen. Wer etwa seit 1928 in Deutschland reiste und sich ber gepolsterten Wagenklasse bediente, der konnte peinliche Augenblicke erleben, wenn er die Neugierde wahrnahm, die er erregte, und die Leute in den Bahnhöfen sich auf die Zehen stellten, um durch das Wagenfenster nach dem reichen Ausländer zu sehen. Der Neid ist nicht eine vornehme Gesinnung, aber er entspricht überall der sittlichen Söhenlage des großen Saufens. Sat man so etwas wie Neid nicht auch bei uns treffen können in den Vorkriegszeiten, als Deutschlands blühende Wirtschaft den Eindruck machte, daß dieses Volk mit jedem Tag reicher werde, und beutsche Reisende uns mit dem ihnen eigenen Takt nach der Höhe unserer Gehälter fragten und sich teilnahms= voll über deren Bescheidenheit wunderten? Wo aber in der Welt führt der Neid zum Wohlwollen?

Es gibt Leute, die in ihrer Herzenseinfalt meinen, wir hätten doch in den Kriegsjahren an den bei uns untergebrachten deutschen Soldaten und nachher an den vielen tausend Ferienkindern, ferner mit unsern schönen Liebespaketen, mit unsern Bolksküchen in suddeutschen Städten mahrhaftig besseres verdient als Neid und Abneigung. Gewiß waren das für uns schöne Zeiten, als jeder von uns ein "Wienerkindli" aus Duffeldorf, Salle ober Berlin an seinem Tisch hatte und alle Postschalter in Zürich belagert waren von den Aufgebern gut eingenähter und wohlbersiegelter Leben3= mittelsendungen, - schöne Zeiten für uns. Aber wo in der Welt sind die Leute in der Mehrheit, die gern an ihre Wohltäter denken? Im Lesebuch für die vierte Elementarschulklasse steht wohl eine Geschichte vom dant= baren Rotkehlchen, aber unter Menschen geht es anders zu: wer nicht über dem Durchschnitt steht, sieht im Wohltäter den Gläubiger und vergißt ihn, um ein unbehagliches Gefühl los zu werden. Ist der Wohltäter nicht vor= sichtig, so kommt es zu einem Gedenken, das schlimmer ist als Vergessen. Auch das entspricht der Gesinnungslage des großen Haufens. Damit aber, mit der Seele des großen Saufens, hat man es im Bölkerleben zu tun, nicht mit den Regungen des Edelmenschen.

Beniger bemühend ist eine andere überlegung: die heutigen Deutschen kennen unser Land nicht mehr. Einst bedeutete sür die gebildeten Deutschen das Wort Schweiz glückliche Ferienerinnerung. Sie kamen in hellen Scharen zu uns, nicht mit dem Autobus für drei Tage, sie kamen sir drei Wochen, nicht einmal, nein zehn, zwanzig, vierzig Jahre hintereinander in jedem Sommer. Sie kannten unser Land oft besser als wir und wußten um jeden Spazierweg im Berner Oberland und in Graubünden. Wenn sie darauf zu sprechen kamen, schwelgten sie in Erinnerungen an die Höhepunkte ihres Lebens; Schweiz, das war ein Wort, mit dem sich lauter Lustgefühle verbanden. Noch heute kann man da und dort in Deutschland bei Gesprächen dieser Gemütshaltung begegnen. Aber nur bei ältern Leuten. Alles, was unter fünfzig Jahren steht, bleibt ganz und gar kühl bei der Erwähnung unseres Landes, für diese alle sind wir nur Ausland, zu dem man kein Verhältnis hat.

Und da trat nun im Jahre 1933 die entscheidende politische Wensdung ein, die uns und allen Nachbarn des Reiches noch jetzt zu schaffen macht, ein Umsturz, der aus dem deutschen Staat mit Leidenschaft gerade das ausmerzt, was er vorher mit der Schweiz gemein gehabt hat, was recht eigentlich zum Wesen gerade unserer Eidgenossenschaft gehört: die bundesstaatliche Gliederung und die auf freier Meinungsäußerung und Parteigruppierung ruhende Beteiligung aller Bürger am Staatsleben. Das Ganze benennen wir Demokratie und bezeichnen es als die Eigenart der Schweiz. Der Demokratie aber, dem Wort und der Sache, erklärt der Umssturz von 1933 Krieg auß Messer, ihre Verteidiger werden geächtet. Desswegen brauchte man ja noch nichts gegen die Schweiz zu unternehmen, zusmal die Weimarer Republik doch eine andere Art Demokratie darstellte als

die Eidgenossenschaft und ebenso sehr der französischen parlamentarischen Republik glich, wie ihrem Gegenteil, der oberdeutschen bundesstaatlichen Landsgemeindebemokratie. Immerhin ist es nicht bedeutungslos, daß schon in der Weimarer Zeit da und dort die wenig wohlwollende Redewendung von der "Verschweizerung des Reiches" aufkam. Und Revolutionäre nehmen es nie genau mit den politischen Begriffen; ihre Kraft ist nicht der Gedanke, sondern die Leidenschaft. Die Schweiz mußte den Trägern der Umwälzung als das verhaßte Gegenteil ihres Dritten Reiches erscheinen; wir aber konnten nicht wohl anders, als ihnen das aus Überzeugung bestätigen. Trot= dem hätten wir uns nach einiger Zeit beruhigt und den Nachbarn die Freiheit zugestanden, sich das staatliche Haus nach den neuen Grundsätzen zu bauen; um so lieber hätten wir es getan, als wir ja ganz wohl sahen, daß die Weimarer Demokratie ein mißlungener Versuch gewesen war und ein Weg, auf dem es nicht mehr weiterging. Aber nun machte man im Reiche den Nationalsozialismus zum Ausfuhrartikel und versuchte, Österreich da= mit zu beglücken; da mußte sich unser Widerspruch zum Widerstand verhärten. Es erfolgten auch allerhand private, halb= oder auch ganzamtliche Unternehmungen zweifelhafter Art an unsern Grenzen. Zeitungsverbote, ein kleiner Kriegszustand ergaben sich. Zum ersten Mal seit seinem Bestehen war das Verhältnis des geeinten Deutschen Reiches zu uns nicht von mustergültiger Freundschaftlichkeit 1). Wie es dann so geht: man erinnerte sich jett im Reiche alles bessen, was man Unerwünschtes an uns erlebt hatte.

Die geschichtliche Betrachtung der Dinge sieht aber über all diese Angelegenheiten der Gegenwart hinaus etwas anderes, nämlich eine not= wendige Fortsetung längst begonnener Entwicklung. Die Eidgenoffenschaft ist ein Ableger des alten Deutschen Reiches, ist in bessen Schoß entstanden und langsam aus ihm herausgewachsen. Nach der tatsächlichen Ablösung (1499) und der rechtlichen Verselbständigung (1648) ist ihre Geschichte doch weiterhin der Deutschlands gleich gelaufen. Hier und dort dieselben Geschicke: Glaubensspaltung, innere Schwäche, Lockerung des Staatenbundes beinahe bis zum Zerfall, wenig ehrenvolle Abhängigkeit von dem königlichen Frankreich, nachher überfall durch das revolutionierte, nationalisierte und militarisierte Frankreich, Befreiung von diesem Joch durch den Sturz Napoleons, Ringen um ein neues, einiges Vaterland im neunzehnten Jahrhundert. Gemeinsam mit allen Deutschen erlebten wir auch den geistigen Aufschwung, die literarische Blüte, die philosophische, die wissenschaftliche, die fünstlerische, etwa anderthalb Sahr= hunderte, eine erhebende Zeit. Doch als an Stelle des locker gefügten Deutschen Bundes, des Deutschlands mit den verwaschenen Grenzen, das nicht einmal ein Zollgebiet bildete, und an dem die Könige von England (mit Hannover), Holland (mit Luxemburg und Limburg), Dänemark (mit Holstein) beteiligt waren, während umgekehrt seine führenden Mitglieder

¹⁾ Ich vergesse nicht den Wohlgemuthhandel von 1889. Die damalige Trübung dauerte nur kurze Wochen.

an außerbeutschen Ländern (Neuenburg, Ost- und Westpreußen, Ungarn, Italien) Teil hatten, — als an Stelle bieses putigen Deutschlands in ber Bismardischen Zeit ein straffes Staatengebäude mit deutlichen Grenzen trat, d. h. um 1866 und 1871, da mußten die Schweizer merken, daß sie an Deutschland keinen Teil mehr hatten. Was seither geschehen ist, erlebten Schweizer und Reichsbeutsche getrennt, erlebten es anders. Von 1871 an geht es auseinander. Im Weltfrieg wurde bas bann vollends beutlich: Deutschland begeisterte sich, Deutschland entruftete sich, Deutschland weinte, jubelte, trauerte, hoffte, blutete, verarmte, murde mit Füßen getreten, gedemütigt, ausgeplündert und ausgehungert und mußte sehen, daß die Schweizer alle dem ohne andere als gelegentliche rein menschliche Teilnahme zuschauten, wenn auch politisches und kultürliches Mitfühlen bei sehr vielen Einzelnen zutage trat. Bon Stammesgemeinschaft ift seither auf unserer Seite gar nicht mehr die Rede, und von Deutschland verlangen wir immer wieder, daß es diese Tatsache nicht geltend mache und sich ihre Leugnung ohne Wiberspruch gefallen lasse. Wir haben hier ein Stud Geschichte der Schweiz, Mitteleuropas, des deutschen Sprachgebietes. Ein Rest bes alten Römischen Reiches beutscher Nation zerfällt, Staatsgrenzen werben aus harmlosen roten Strichen zu tiefen Gräben und drohen zu schäd= lichen Kulturgrenzen zu werden.

Wir haben es nicht in der Hand, diese offenbar unvermeidliche Entwicklung aufzuhalten, bei der wir als der schwächere Teil die Leidtragenden sein werden. Aber wir haben Grund, sie unserseits nicht durch Kopflosigkeiten zu verschärfen. Denn ihr Endziel liegt möglicherweise durchaus nicht in der Richtung, die unserm vaterländischen Denken die liebste wäre.

Nietsches "Ewige Wiederkehr" und der heutige Mensch."

Bon Erich Brod.

Es ist schon oft versucht worden, dasjenige, was Nietssches Bedeutung in der Geschichte des abendländischen Gedankens und der Lebensanschausung bedeutet, shstematisch durchzugliedern. Man hat demgegenüber erklärt, daß das Aphoristische an Nietzsches Werken kein Zufall sei, sondern daß ihr Geist dem System unbedingt widerspreche. Allerdings gibt es wohl Denker, welche selber mehr bruchstückhaft oder impressionistisch produziert haben, dabei jedoch ein geahntes System im Auge hatten, das selber durchzusühren

^{1) &}quot;Niehsches Philosophie der ewigen Wiederkehr", Berlag Die Runde, Berlin. — Ewige Wiederkehr nennt Niehsche den Gedanken, daß, da die Bausteine der Welt nur eine begrenzte Zahl von Kombinationen zuließen, nach einer gemessenen Zeit immer dieselben Dinge wiederkommen müßten.